

Weihnachts-Beilage zur Emser Zeitung.

Weihnacht.

Die Tage sind kurz und die Nächte sind kalt;
wie Engelsfittich und Härein von Gold
weht es um Aderwangen. . .

Wie die Kinder.

Reinen wir wirklich, das frohe Ahnen, das zur Weihnachtszeit in den Kinderstuben anfängt, sei nur für die kurze Weihnachtszeit der Christen? Gott sei Dank, es ist mehr! An den Kindern und an den Weihnachtskindern sollen wir aufhören lernen auf die schlaue und verborgene Wahrheit, die es für Menschenkinder gibt; es geht dem Kind entgegen — denn es geht Gott entgegen!

Paul Jäger.

Wer sein Leben kindergleich nimmt, der erlebt ein Stück Himmelsreich.

Friede auf Erden!

Was denken wir Deutschen, wenn die Weihnachtsboten über das Land hinstreichen? Frieden möchten wir aus ihrem Schwingen und Träumen herausheben; Frieden, den einst Engelsgruß über die Welt hinstreckte, möchten wir nach dem Himmelskuss wieder auch im deutschen Lande erleben. Friede und Freude möchten wir durch unsere Häuser wandern sehen, Mütter möchten jung und froh, Traurige frohlich und Kinder satt sein unter dem deutschen Nistbaum.

Ja, die Glocken läuten und Lichter glänzen und die Weihnachtsboten werden verkündet, aber unser deutsches Volk weiß auch, daß draußen trotz des Friedens von Verfall der Welt steht, daß seine harten Forderungen an unsere Lebenskraft gehen, ohne Rücksicht selbst auf unsere hungernden Kinder. Viele wehe Herzen, viele heiße Tränen auch an diesem Fest der Freude und großen Leid! Und doch sollte die Liebe alle Herzen verbinden, aller, die Erfahrung haben von dem großen Menschenleid, von dem Elend der Armen, Mütter und Beladenen aller Welt! Ob der Weg von diesem Leid der Friedlosigkeit her auch einmal dazu führen wird, daß die jähenden Männer, die Deutschland nicht leben, einen Begriff von der Notwendigkeit des „Frieden auf Erden“ erlangen?

Unsere Kinder kennen Weihnacht als das Fest des Wünschens und erfüllter Sehnsucht. Auch uns Erwachsenen bedrückt immer wieder der Jauher dieses schäbsten der Feste. Aber wir denken an die tauende Erde, die uns drücken und lassen all unser Wünschen in der Weihnacht über die Welt zusammenfließen: Friede auf Erden allen, die guten Willens sind! Wir hoffen auf den Geist der Weihnachtsnacht, daß er sich für alle einmal durchsetzen wird. Freilich, dazu gehört, daß wir auch selbst bei uns lernen, echte Weihnachts zu halten, nicht bloß an den Tagen des Festes. Wir brauchen Frieden im eigenen Lande, wenn wir Frieden mit den andern haben wollen. Ob wir im nächsten Jahre weiter gekommen sein werden, auf dem Wege zu sein „ein einzig Volk von Brüdern“? Das Zeugnis von der Nächstenliebe ist im deutschen Volk unserer Tage vielfach verfallen in eine blinde Jünglings- und Abhängigkeit von den und Fernstehenden. Diese „Nächstenliebe“ ist eine deutsche Krankheit. Heute steht der Deutsche gegen den Deutschen immer noch in blühendem Parteikampf. Der Haß wird geschürt zwischen deutschen Bürgern, während der Fremde des Moskowi-

tischen Bolschewismus mitten unter uns seine Anhänger mußert die dem Fremden, weil es fremd ist, zuhelfen. Der „Prophet“ gibt es viele, wie einst in Israel, so im deutschen Volk, und aller Mund redet Friede und verheißt Freude und Seligkeit. Was aber klingt wie einst in Israel zu Jeremia's Zeit „Friede, Friede und ist kein Friede!“

Und dennoch! In der Weihnachtszeit ist doch der Friede fest geboren und auch in dieser Zeit des Hases kann die Friedensbotschaft des Engels nicht verhallen: Friede soll werden auf Erden! Wir wollen nicht bloß davon träumen und keinen Illusionen anhängen, wir wollen darum kämpfen. Wenn wir heute um das Christkind als Christen geschart stehen, so hat das nur Wert, wenn wir uns geloben, um Frieden zu ringen in unsern Herzen und um Frieden in unserm Volk.

Deutscher Glaube verweigert nicht, er vertraut: Es muß doch Friede werden, Friede auf Erden.

Heidnisch-germanische Sitten am Weihnachtsfeste.

Was das Weihnachtsfest vor allen andern Festen auszeichnet, ist kein wunderbarer Kranz von Segen, Aien, Gebrauchen, Liedern und Spielen. Was wäre ein deutsches Weihnachtsfest, dem dieser märchenhafte Mantel zeichnet, ist kein wunderbarer Kranz von Segen, Aien, nachgehen, so müssen wir weit in die graue Vorzeit zurückwandern, in die Zeit, als unsere Vorfahren mit dem Fell über den Schultern und dem Her in der stählernen Rechten den Waldungeheuern unserer Gegend entgegenzogen. Das Weihnachtsfest, wie es in unserm deutschen Vaterland gefeiert wird, können wir nur dann ganz verstehen, wenn wir uns völlig klar darüber sind, was zur Zeit der Winter Sonnenwende bei unsern deutschen Vorfahren geschah. Da ihr Glaube ein Naturglaube war, so bezog sich auch ihr Kult auf Naturvorgänge. Mit dem Niedertreten der Sonnenkraft, der Sonnenwende, am 21. Dezember, kehrten die Götter, ihr oberster Götter, die bisher gesessenen hatten, auf die Erde zurück. Im Kampf mit dem Eis-Groß und Wittern bereiten sie das Erwachen der Natur vor. Der grüne Frühling steht nun in Aussicht. Zu Ehren der widererwachenden Sonnenkraft wurde in der Sonnenwende das Sonnenwendfeuer angezündet. Wie die Sonne von selbst brannte, so mußte es auch aus eigener Kraft Feuer finden. Ein Rad (Holz oder Eis) wurde solange um die Erde gedreht, bis die Weltung Feuer erzeuete, worauf die Umstehenden Reiser und Stämme hinzutaten, damit es weit in die Nacht hinaus leuchte. Aus diesem heiligen Feuer (Holz- und Eis) griff man brennende Äste heraus und stülpte damit zu Hause den Füllboden auf neue an. Man hatte darauf Acht zu geben, daß er nicht bis zu Ende brannte, weil dem Feste segenspendende Kräfte und Einwirkungen auf das folgende Jahr innewohnen sollten. In Heßen hat sich das Anzünden des Füllbodens zur Weihnachtszeit bis heute erhalten. Ferner wurden in des Winters Schnee und Eis grüne Tannen- oder Fichtenzweige aufgespiesselt, die mit ihrem grünen Laub das Fest des neuen Lebens bei dem Niedertreten der Sonne zeigten. Mit der Annahme des Christentums ersetzten die Julester. Aber das Volk konnte nicht vergessen, woran es früher mit allen Feiern seines Daseins hing. Darum rettete es alles das, was sich mit dem alten Kult vertrat, in diesen Stunden. Die Erinnerung an die brennenden Kienstämme des Füllbodens und die Stille, am Füllboden grünen Tannen- und Fichtenzweige, erzeugte den Weihnachtsbaum. Er ist also ein echt germanisches Kind. Wenn ihn heute andere Völker übernommen haben, so ist er dort künstlich aufgepfropft. Selbst die Judenkinder jubeln heute dem Weihnachtsbaum zu und reden so unbefangenen vom

„Christbaum“, als ob ihre Ahnen ehemals der heissen Triga anstatt dem goldenen Kalbe geopfert hätten.

Nach und nach hielt der Germanen nach Annahme des Christentums an seinen Göttergestalten, wie sie ihm das Julefest vor Augen stellten. Aus dem heidnischen Götterfürsten Wotan, der auf Sonnenwende mit dem Wunsch auf dem Haupt und der Wünschelrute in der Hand segnend auf der Erde nahte, wurde der gute Alte in langem, weisem Bart, der statt der Wünschelrute die Birkenrute in der rechten Hand führt und statt des Wunschhutes den Wunschack auf dem breiten Rücken trägt, der gute Knecht Ruprecht. „Knecht Ruprecht“ ist entstanden aus dem altheidnischen Worte „Hröðperthr“, einem früheren Beinamen Wodans, der soviel als „ruhmlängend“ bedeutet. So finden wir in dem Begleiter des Christkinds den alten heidnischen Sonnengott „Wodan“ wieder. Und das Christkind selbst, das hehre, hohe Frau in langem, weisem Gewand und mit dem lichten Goldhaar über den Schultern? Sie ist niemand anders als Wodans Gemahlin, die weise Triga oder Freia. Wie sie früher in den zwölf heiligen Nächten zur Erde niederkam, um die fleißigen Frauen zu belohnen, die saulen Wägen aber zu bestrafen, so erscheint sie heute noch in dieser Zeit, aber in christlichem Gewand, die guten Kinder belohnt sie, die bösen werden bestraft.

Der dursige Wägenkranz ums Weihnachtsfest ist also schon sehr alt. Er zeigt uns so recht das Herz und Gemüt unserer germanischen Vorfahren. Seien wir am Weihnachtsfest wieder doppelt froh auf sie. Das soll uns niemand rauben.

R. Reiter.

Christnacht.

O heiliger Abend
Mit Sternen besetzt,
Wie lieblich und lobend
Dein Hauch mich umweht!
Kom Rindergelächel,
Kom Lichergelächel,
Auf Erden ich zum Himmel
In diesem Gebet.

Paul Gerhardt.

Eine Anzeigen-Seite.

Blauerei von R. B.

Dem Lantropfen sagt man, daß er die Welt im Meer widerspiegelt, jedes denkende Hirn hat den Vorzug, daß sich in seinen Bindungen des Weltbild in individueller Weise abzeichnet, und jede Anzeigen-Seite malt auf weißes Zeitungspapier einen Ausschnitt aus dem großen Bilderbuch, das wir Leben nennen. Ein Stück Leben auf einem Bogen Papier, so wahllos und planlos zusammengewürfelt, so voll ungewollten Humors und ungewollter Tragik, so ganz volles Lerne und heimlicher Boshafte, wie eben nur eine Einrichtung hier auf der Welt beschaffen ist — das Leben.

Wahllos greife ich eine Seite heraus von einer ganz gewöhnlichen Wochenzeitschrift.

Unter der Überschrift: „Polizei-Verordnung. An deutlich sichtbarer Stelle. Wie immer! . . . es wird wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß . . .“ „Zu widerhandlungen werden bestraft.“ Punkt. Schluss. Wer kann dagegen an? Kein Mensch. Du stehst einfach machtlos bis-a-bis. Aber gefürchteter als die Polizei ist heute die Steuerbehörde. Ihre Verfügungen beanspruchen den dreifachen Raum von früher. Neben ihren Auslassungen nimmt sich die politische Drohung wie eine samt gebauchte Leberzitrone aus. Ein blick schwarzer Strich, d. h. zur Tagesordnung! Rollen sehen, was heute los ist.

Im Frieden der heiligen Nacht.

Eine Weihnachtsgeschichte aus Mittelalterzeit
von Robert Bruchhäuser.

Man schrieb das Jahr 785 nach Christi Geburt. In den Gegenden an der Rahn hatte das Christentum teils mit Wille, teils mit Gewalt Eingang gefunden und begann allmählich seine Wirkung zu äußern. Wie es die Gemüter der Menschen bereite, so brachte es auch die Anfänge der Kultur in unsere Heimatberge und -täler. Die Wälder wurden glichtet, die Sumpfe verschwand, das Elfen des Pfluges trat an die Stelle des Jagdpfeiles, an die Stelle eines Jägervolkes trat ein ackerbauendes Volk, an Stelle des Wanderlebens trat das Leben mit festen, bleibenden Wohnstätten. Freilich waren diese Wohnstätten noch weit auseinander. In der Mitte des ausgedehnten Ackerlandes lag die dazu gehörige Hube (Hof) des Eigentümers, mehrere Huben bildeten eine Mark, die Vereinigung vieler solcher Marken einen Gau, eine Markgenossenschaft. Das Gebiet der Rahn war um diese Zeit in mehrere solcher Gauen geteilt, in denen die Adeligen, die Grafen oder Grafen, den Vorsitz hatten.

Das Jahr 785 neigte sich zu Ende. Ein harter, strenger Winter lag auf der Erde, die Rahnflüsse waren eisig. Monaten nicht durchfloss, die Rahn und ihre Nebenflüsse bereit; Tag und Nacht rasten die Schneestürme über Berge und Täler. Es war, als wollten die aus ihren letzten Schlupfwinkeln vertriebenen alten Heidenböden noch einmal ihren ganzen Zorn über die christlich geborenen Rahngebirgsbewohner auslassen. Mancher, dem das Christentum wohl die alten Gebräuche, nicht aber auch den alten Aberglauben ausgezogen hatte, mag an diesen Abenden mit heimlicher Angst im Herzen zu dem jagenden Gedächtnis ausgeblickt haben, auf dem in früheren Zeiten Ahrhater Wodan in Sturm und Regen über die Welt hingefahren war.

Auf der linken Rahnseite zog durch die verschneiten Berge ein einsamer Wanderer der Heimat zu. Kein Mensch und kein Tier war weit und breit zu hören, nur der Reiz, Wodans heiliger Vogel, huschte mit klatschendem Flügel über den Weg und verschwand mit gelendem Singelichter im Dickicht. Der Wanderer fuhr erschrocken aus seinem Sinnen auf, blies sich, schüttelte die Arme über der Brust und neigte wie bezaubert Haupt. Noch einmal erscholl der Rausch des Ruf durch die Dämmerung, noch einmal neigte der Wanderer das Haupt, dann herrschte weiches und das Schweigen der Wälder, das nur der Sturm in kürzeren oder längeren Zwischenräumen leidend durchbrach.

Was treibt den Mann in solcher Nacht in die Einsamkeit dieser Wälder? Es ist eine lange, traurige Geschichte, und sie steht ihm Wort für Wort auf dem hageren, beschatteten Gesicht geschrieben. Es ist die Geschichte all der Einsamen für

die das Leben keinen Platz, keine Heimat und keinen Halt zu haben scheint, die überall und nirgends zu Hause sind, die, von wenigen geliebt, von vielen verachtet, von den meisten verachtet und über die Schultern angesehen, mit einer heimlichen Wunde im Herzen durch das Leben gehen und sich langsam verbluten.

Selmar kam von weit her. Seit drei Monden legte er Tag für Tag weite Strecken zwischen sich und das blühende Land Italia, in dessen lachenden Fluren, im Schein einer ewigen Sonne er vergebens sich bemüht hatte, alles Leid zu vergessen ein neues Leben zu beginnen. Überall trat ihn der neue Christenglaube in den Weg, der ihm sein erstes junges Glück gestrichelt hatte. Wenn er bei Festlichkeiten dem jungen Volk zum Tanz auftrat oder in seinen Gärten eintrat, sah er Jung und Alt durch seine unerschöpflichen Beischüften unterlächeln, war er ein gern gesehener Gast, und trotzdem war er nirgends zu Hause, weil er den alten Wodanzglauben nicht ablegen und den neuen Glauben vor dem Kreuz beugen konnte.

Niemand wollte um sein Alter, tiefer Leid, seinem Menschen hatte er kein Inneres geschenkt. Aber die einsamen Berge und verträumten Wälder, die seinen oder nie ein menschlicher Fuß betrat, die kann er seiner Seele ein heimliches Heimatnis. Wie oft sah er in lauen Sommernächten in Waldeseinsamkeit an rauschenden Quellen, über sich den gelirten Himmel, zu fassen weit drunten die kahle Welt, in der er keine Heimat hatte. Und wie er sang und weinte sich satt, schliefte seine ganze Sehnsucht nach Heimat und Vater und Mutter, und nach der einen, die sich ihm in heiligem Treue angelobt hatte, in das Schweigen der Nacht hinaus. In dem einen Begriff „Heimat“ umarmten sich all seine guten Geister. Und die Heimat hatte ihn verlassen, hatte ihn vom Leben getrennt, das er auf Erden in eigenem Namen, warum? Weil er sich nicht beugen konnte dem neuen Glauben an den Christengott, der die alten, guten, strengen Götter von ihren Thronen zu fällen gekommen war und aus einem starken, unbegreiflichen, weichenhaften Volke machte, demühtige in sich gekehrte Menschen machte. Das war sein Fluch, daß er am Alten hängen mußte mit der deutschen Treue, die ihm die Wodanzpriester gelehrt. Darum hatte er seit mehr denn fünfzehn Jahren obdachlos und heimatlos über die Erde.

Aber dann hatte er eines Tages seiner Sehnsucht nicht mehr Herr werden können, und er hatte sich angemacht, die Heimat zu suchen. Woher er immerhin als ein Fremder, Vergeßener von den Seinen abgewiesen werden, wenn er nur noch einmal das heimliche Tal, die rauschenden Wälder, die geliebten Berge sehen durfte, in denen er eine sorglos-glückliche Jugend verlebte hatte und mit denen das Bild der einen Unbegreiflichen ungetrennt verbunden und verbunden war! —

Wie! Galtfreudigkeit hatte er auf seinem Wege gefunden, auch bei solchen, die sich zu dem neuen Glauben bekannten. Am liebsten aber hatte er bei denen verweilt, die in

unwirtlichen Felsenhöhlen sich und ihren alten Glauben geirret hatten, die Priester und die weisen Frauen des Volkes. Mit denen sprach er von den guten alten Zeiten, da noch die Götter über die deutschen Lande herrschten und mancher weise Spruch und manches weisende Wort begleitende ihn beim Abchied.

So hatte er nach dreimonatlicher Wanderung die heimatlichen Berge erreicht. Wie hatte sein Herz gejubelt, wie hatte er in Freude und Verlangen die Arme ausgestreckt, wie hatte mit einem Male alles Leid aus seiner Seele verschwunden, und einer stürmischen, beinahe kindlichen Wiedersehensfreude Platz zu machen! Ach! es war nur ein Augenblickslust. Für ihn, der ein übervolles Herz mit aus der Fremde brachte, hatte die Heimat keinen Gruß und kein Willkommen. Da war kein Haus, das ihn wie einen Sohn beherbergte, keine Hand die sich gerührt hätte, kein warmes Haar zu ordnen, seine zerwühlte Kleidung auszuwaschen, sein Herz an dem er hätte ansetzen und sich ausweinen können, er, der seine Heimat draußen tausendmal mehr hatte lieben lernen als sie alle, die da jahrelang, jahrein im Schatten ihrer Wälder lebten. Und doch! und dennoch! Er wollte nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, er wollte sich, wenn möglich, denen, zu denen er gehörte, nützlich zu machen suchen, und wäre es nur als der letzte, verachtete Leibeigene, wenn er nur Heimatwohne Wren, Heimatluft atmen und der einen nahe sein dürfte, die er nicht einen Tag in all der langen Zeit vergessen hatte.

Schnell war der Abend hereingebrochen. Rühmlich blickte sich Selmar den Weg durch den unwirtlichen Wald. Er mußte jetzt wenn er recht gegangen war, in der Nähe des Herrenhauses sein. Er hielt sich umschau, blieb von Zeit zu Zeit stehen und horchte auf jedes Geräusch. Derzeit legte sich die Müdigkeit im Verein mit der Mühe wie ein schwerer Mantel. Selmar's Jagdtasche war seit gestern leer; er hatte einen ganzen Tag lang nichts gegessen. Mit verzweifelter Anstrengung nahm er die schwindenden Kräfte zusammen und stapfte weiter durch den fuchshohen Schnee. Da endlich glaubte er Hundgebell zu hören. Noch ein paar Schritte, dann trat der Wald zurück, auf einer Lichtung lag vor ihm der Herrenhof, eine unfürmige, dunkle Masse. Von hier aus konnte er jeden Baum und Stein. Am Herrenhof vorbei führte der Weg quer über einen Berg, bog dann talab und führte in ein wildbewachsenes Talchen mit Felsen und Schluchten. Da wollte er hin; denn da wohnte die Wodanzpriesterin, die alte Trude, die einzige, die sich damals mit ihm geweilt hatte, den neuen Glauben anzunehmen.

Wenn sie tot wäre? Auch es ihm plötzlich durch das Hirn? Aber im nächsten Augenblick hatte er den Zweifel abgeschüttelt. Sie hatte ihm, als er von ihr Abschied nahm, geantwortet, daß sie nicht sterben werde, bevor er wiedergekehrt sei. Das war ihm Sicherheit genug.

Mit Mühe, aber doch neu gekräftet durch das Gedankenspiel, so nahe dem Ziel seiner Wanderung zu sein, schritt er weiter.

